

Schweizer Charta für Psychotherapie/  
Fortbildungsausschuss (Hrsg)

### Mann oder Frau?

Wie bestimmend ist das Geschlecht in der psychotherapeutischen Interaktion?

Beiträge von Katz-Bernstein, Nitz, Bürgin, Dieter, Diez Grieser, Teresa und andere.

123 S. edition diskord/Dr. Gerd Kimmeler, Tübingen, 2002. Brosch. EUR (D) 11,-, sFr 20,30.

Im September 2001 veranstaltete die Schweizer Charta für Psychotherapie in Zürich eine schulübergreifende Tagung zum Thema „Mann oder Frau?“ Zentrale Standpunkte und wichtige Ergebnisse dieser Tagung sind in einem Sammelband vereint. Sie spiegeln einerseits den Gender-Diskurs sowie Resultate der Gender-Forschung und deren Einfluss auf die Therapieerwartung, auf die Therapie.

Dem Diskurs unterschiedlicher Auffassungen wird im Buch viel Raum gegeben, während die Resultate der Gender-Forschung in zwei der beiden Schlusskapitel prägnant präsentiert werden. Interessant ist die Gestaltung des Aufbaus insoweit als die Artikel der Praktiker jeweils durch eine Replik kontrastiert werden. Gibt es doch gerade hierdurch die Möglichkeit auch in einem Sammelband dem Anspruch nach Diskurs Rechnung zu tragen. Interessant wäre natürlich, wenn gerade diese Aufsatz-Replik-Kontrastierung die unterschiedlichen Ansichten der beiden Geschlechter in Bezug aufeinander focussiert hätte (eine solche gegläckte Beziehung zwischen männlicher Ansicht und weiblicher Replik findet sich lediglich im Beitrag von Markus Fischer und Christiane Geiser über das Geschlechtervorurteil).

Die Heterogenität der Beiträge der Praktiker verweist auf eindruckliche Art und Weise auf die Komplexität der Gender-Thematik. Diese lebt von dem Spannungsbogen, der sich zwischen der Präsentation der Resultate der Gender-Forschung und deren Einfluss auf die Therapie einerseits auftut, und andererseits die Erfahrungen und Hypothesen bezüglich der Wirksamkeit des Geschlechts auf Seiten der Fachpersonen widerspiegelt. Der Psychoanalytiker Gerd Rudat belegt, dass

### Buchbesprechungen

TherapeutInnen ihre PatientInnen bezüglich diagnostiziertem Erkrankungsgrad und vorhandenen Ressourcen zum Teil sehr unterschiedlich beurteilen. Ferner verlaufen die Interaktionen, die Therapien – durchgeführt von Männern oder Frauen – mit je männlichen oder weiblichen Patienten – recht unterschiedlich. Für den Therapieerfolg selbst sind jedoch eher geschlechtsunabhängige Parameter vorrangig, wie z. B. die Verlässlichkeit, die Vertrauensbildung und Verlässlichkeit in der Therapiebeziehung. Relativierend unterstreicht er, dass die Art der Befunde, die man aus der Literatur entnehmen kann, wahrscheinlich auch durch das Geschlechtsrollenverständnis der ForscherInnen mit bestimmt werden. Beispiele dafür sind in unterschiedlichen Disziplinen, u. a. auch in der Biologie anschaulich beschrieben. In einem wesentlichen Fazit betont Rudolf, dass „Psychotherapiepatienten therapeutisch häufig eine Klärung und Unterstützung in ihrer eigenen Geschlechtsidentität und ein Vertrautwerden mit dem Gegengeschlecht und die Überwindung von Ängsten und Abwertungen ihm gegenüber benötigen. Bezüglich dieser therapeutischen Arbeit kann aus der Sicht der Psychotherapieforschung keine Präferenz für eine bestimmte geschlechtsbezogene Patienten-Therapeuten-Dyade abgeleitet werden“. Er plädiert dafür „die jeweils andere Position als wichtige Ergänzung zur eigenen zu verstehen ... Hieraus kann eine Erfahrung des Miteinanders resultieren, welche die Spezifitäten der eigenen Geschlechtsidentität nicht verleugnen muss und dennoch von denen des Gegengeschlechts fasziniert und durch sie bereichert werden kann“.

Der Psychoanalytiker Dieter Bürgin legt in seinen entwicklungspsychologischen Ausführungen dar, dass „Säuglinge von Anfang an zu triadischen und polyadischen Beziehungen befähigt sind und im Laufe der Entwicklung beide Geschlechter kulturspezifisch „gegendert“ werden. Dies spiegelt sich in den geschlechtsspezifischen Übertragungen und Gegenübertragungen wider.“ Er betont, dass es genetische Prädispositionen

von Jungen und Mädchen geben mag. Was von diesen Prädispositionen in welchem Maße und in welcher Art umgesetzt wird, sei aber abhängig von den sozialen Bedingungen, die durch Eltern und Gleichaltrige angeboten werden. Die Frage heißt für ihn nicht so sehr „Gibt es Geschlechtsspezifitäten in der Übertragung?“ als vielmehr „Wie schwer fällt es dem Therapeuten die ihm in der Übertragung zugewiesenen Positionen gleich- und gegengeschlechtlicher Natur zu erkennen, zu akzeptieren, zu reflektieren und das Ergebnis in seine Interventionen einfließen zu lassen“. Eine gelungene Geschlechtsidentität ist sodann im Therapieprozess bzw. in der Übertragungsbeziehung möglich, wenn dieser elastisch und flexibel gehandhabt wird. Ferner ist es erforderlich die Übertragungsbewegungen der PatientInnen zu erkennen und aufzunehmen, die sich hinter den kultur- und geschlechtstypischen Übertragungsanteilen verbergen.

An dem Buch finde ich erfreulich und erleichternd, dass die KollegInnen, die über ihre Praxis berichten, nicht zu einer weiteren Polarisierung im Bereich Gender beitragen. Statt dessen schildern sie jeweils aus ihrer individuellen Perspektive die Art und Weise der Auseinandersetzung mit dem eigenen Geschlecht und dem Geschlecht der PatientInnen im Therapieprozess. Insoweit wird eine moralisierende Postulierung therapeutischer Stereotype verhindert. Dies führt jedoch nicht zu einer sowohl-als-auch-Relativierung sondern zu einer ernsthaften und beinahe vehementen Darstellung der eigenen Überzeugung als Mann bzw. als Frau. Gerade hierdurch wird das eingelöst, was die Forschung fordert.

Der Körpertherapeut Markus Fischer befasst sich ausführlich mit dem „geheimen Thema in Partnerschaft und therapeutischen Beziehungen“, nämlich dem Geschlechtervorurteil. Er definiert den Begriff sowie das Erscheinungsbild des Vorurteils. Er beschreibt die Entwicklung/Übertragung von Geschlechtervorurteilen über die unterschiedlichen Generationen hinweg und differenziert den Ausdruck von Geschlechter-

vorurteilen in Bezug auf das eigene Geschlecht, in partnerschaftlichen Beziehungen und in dem therapeutischen Kontext. Er plädiert dafür, Geschlechtervorurteile anzuerkennen und auszusprechen, damit man selbst für sein eigenes Vorurteil gegen das andere Geschlecht die Verantwortung übernimmt ohne es auszuagieren. Die Körpertherapeutin Christiane Geiser antwortet ... und kritisiert insoweit, als sie feststellt, dass es eine vorurteilslose Erkenntnis nicht gäbe. Diese würde sowohl durch die Eltern als auch den soziokulturellen Kontext vermittelt und gleichzeitig individuell (als Kind) verarbeitet und generiert. Sie zitiert Carl Rogers „Es gibt ebensoviele wirkliche Welten wie es Menschen gibt“, um ihren konstruktivistischen Ansatz, dass es nämlich keine Beobachter-unabhängige Wirklichkeit gäbe, zu untermauern.

Sie konstatiert die Existenz von Vorurteilen und sagt, diese würden letztendlich dadurch zu einem Problem in der Entwicklung so wie in der Therapie, als sie Aufwertung oder Abwertung zwischen den Menschen/den Geschlechtern produzierten.

Die Gesprächstherapeutin Kathrin Wiederkehr analysiert in ihrem Beitrag die verschiedenen Formen von Macht, den geschlechtsspezifischen Umgang mit Macht in der Psychotherapie sowie die Machtzuschreibungen in unserer Gesellschaft. Sie schlussfolgert, da „die Machtattributierungen oft so selbstverständlich sind, dass sie immer wieder der bewussten Wahrnehmung entgehen, auch wenn sie eine Situation entscheidend beeinflussen“. Sie definiert Macht als wertneutral. Macht ließe sich passiv und aktiv ausüben und würde immer eine ethische Dimension haben. Sie betont, dass Machtzuschreibungen die Wahrnehmung steuern und bevor auch nur ein Wort ausgetauscht wird, können sie die therapeutische Situation in hohem Maße beeinflussen. Daher ist die ethische Grundhaltung des Therapeuten ein Machtvorsprung, den er sorgsam nutzen sollte.

Die Prägung der Geschlechterrollen „konstellieren die Art der Handhabung der eigenen Macht“. Dort kommt es, so bedauert sie, zur „reflexhaften Machtvermehrung“. Dies würde auch auf PsychotherapeutInnen zutreffen (sexueller Machtmissbrauch, Übergriffigkeit, u. a.).

Die analytische Psychotherapeutin Brigitte Spillmann-Jenny geht bewusst in eine kritische Auseinandersetzung, um bewusst mit dem Widerspruch den Gender-Dialog in Gang zu setzen. Sie unterscheidet Macht als Selbstzweck einerseits und Macht, die es ermöglicht etwas zu realisieren, das man realisieren will oder muss. TherapeutInnen brauchen also Macht gerade zu Beginn in der Therapie bzw. im therapeutischen Prozess, um sie „im Sinne der innerseelischen Absichten der existentiellen Bedingungen der PatientInnen und damit im Sinne des Patientenwohls anzuwenden“. Macht ist dann unvertraute Macht, mit der man sorgsam und bewusst, wenn möglich, umzugehen habe.

Die Macht der TherapeutInnen im therapeutischen Prozess ist somit auch eine Verpflichtung zur Macht, die letztendlich durch die PatientInnen anvertraut wurde.

Macht wird oft zu einem „Schattenaspekt unseres Berufes“, wenn PsychotherapeutInnen ihre eigenen Ohnmachtsgefühle, die ein immer wiederkehrender Begleiter im therapeutischen Prozess sind, nicht aushalten können. „Oft freilich holt uns dann der Machtschatten sehr subtil ein – z. B. mit unseren Möglichkeiten der Deutungsmacht und in schützender Distanzierung, die alles Misslingen des therapeutischen Unterfangens allein der Pathologie der PatientInnen anlastet.“ Die Autorin hat ein grundsätzliches Misstrauen und Unbehagen gegenüber typischen „Relikten“ einer falsch verstandenen Gender-Diskussion, wie: „dominantes Verhalten gehört zu männlichen Idealenormen, kooperatives zur weiblichen“ oder „zwischen Mann und Frau ... besteht ein Machtgefälle“. Sie weist solche Formulierungen als allzu einseitig und ideologieverdächtig aus. In diesem Zusammenhang betont sie, dass „eine der verletzendsten Erfahrungen vom Machtmissbrauch, die mir in letzter Zeit begegnet sind, hat sich zwischen zwei Frauen abgespielt.“

Im letzten Praxisbeitrag wird die Bedeutung des Geschlechts des Therapeuten in der Kinder- und Jugendpsychotherapie diskutiert. Die Psychoanalytikerin Maria Teresa Diez reflektiert die Hintergründe, Chancen und Gefahren von „bevorzugten und weniger gesuchten Paarungen je nach Geschlechtszugehörigkeit der Beteiligten im therapeutischen Prozess“. Ähnlich wie die Resultate der Gender-Forschung, vorgetragen durch Gerhard Rudolf, der geschlechtsunabhängige Parameter für vorrangig hält, unterstreicht sie diese Auffassung. Sie stellt ihre konstruktivistische Position dar als „Kompromissbildung der Inszenierung unbewusster Konflikte der Vergangenheit und den realistischen Reaktionen des Patienten auf die Persönlichkeit, die Interventionen und Gegenübertragung des Therapeuten. Mein Geschlecht stellt einen unverkennbaren Realitätsanteil dar.“ Sie unterscheidet im weiteren deutlich dieses aber, mit dem Hinweis, dass ihr eher weibliche Jugendliche, als männliche zugewiesen werden. Sie veranschaulicht schließlich überzeugend die verschiedenen Beziehungskonstellationen zwischen den Kinder/Jugendlichen und ihr, sowie deren Bedeutung für den Therapieprozess. „Das Geschlecht des Therapeuten kann initial ... einen starken Einfluss auf den Prozess haben, allerdings neutralisiert sich dieser im Langstreckenverlauf einer Therapie beträchtlich.“

Die Gestalttherapeutin Nitza Katz-Bernstein ergänzt die entwicklungspsychologischen Ausführungen in ihrer Replik durch den Hinweis auf die Notwendigkeit neben den praxeologischen Exkursen den psychotherapeutischen Methoden- und Schulengrenzung zu führen. Ihr ist die typische methodische Diskussion wichtig, konstatiert

aber selbst, dass eine solche in der Kinderpsychotherapie weniger deutlich geführt wird. Aufgrund der „schlichten Pragmatik“ tritt die theoretische Auseinandersetzung in den Hintergrund. Sie skizziert daher eher zwei Entwicklungsaufgaben der Kinder- und Jugendpsychotherapie bezüglich des Geschlechts:

- „Übertragungen sowie reale Interaktionen und Wünsche, die prä-sexuell sind die Care-Giving Bindungsverhalten und Parenting, Containing usw. betreffen. Sie haben mehr mit der Verinnerlichung von identitätsstiftenden, projektiven Interaktionen zu tun, und darauf aufbauend mit Ablösung und Autonomie.
- Übertragungen, Identifizierungen, Rollen und Modelle der Geschlechterrolle und der sexuellen Identität. Diese bedingt die Zuwendung zur sozialen Triangulierung zur Ausprägung sozialer Rollen. Bei Indikationen jedoch ist der Umgang der Therapeuten mit dem geschlechtlichen und sexuellen Aspekt gefragt“.
- Hierdurch ergeben sich zwei völlig voneinander getrennte therapeutische Aufgabenfelder. In jedem dieser Felder spielt das Geschlecht des Therapeuten eine jeweils spezifische Rolle. Kommt es zur Vermischung dieser Aufgabenfelder, vor allem bei Missbrauch, so kommt es unweigerlich auch zu einer Vermischung der geschlechtlichen Rollenmerkmale.

Das vorliegende Buch führt differenziert, fachlich fundiert in das Thema ein, getragen durch die Auswertung jahrelanger psychotherapeutischer Praxis und wissenschaftlicher Forschung. Das Buch spiegelt somit zentrale Aspekte des Gender-Diskurses in der Psychotherapie wider, geht aber nicht, auf kritische therapeutische Prozesse/therapeutische Beziehungsthemen ein, wie das Thema sexueller Missbrauch in der Psychotherapie, sowie der Umgang mit sexueller Übertragung und Gegenübertragung. Es ist verständlich, dass derart heikle Themen sensibel behandelt werden müssen, stellen sie doch gerade eine deutliche Verquickung von Berichten über therapeutische Prozesse einerseits, und „Selbst-Entlarvung“ der TherapeutInnen andererseits dar. Letzteres ist leider oft Anlass für eine „unerbittliche, ethische“Anklage. Lassen Sie mich durch zwei Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung die Brisanz und Gefährlichkeit der Thematisierung dieser heiklen Themen illustrieren:

- Der Rohwolt-Verlag hatte zu Beginn der neunziger Jahre eine spezielle Männer-Reihe im Bereich Sachbuch eingerichtet. Dort kamen Männer mit ihren, zum Teil sehr persönlichen Beiträgen, zum Gender-Diskurs zu Wort. Ebenso wurden wichtige Monografien von männlichen Psychotherapeuten publiziert. Leider wurde diese Männer-Reihe nach relativ kurzer Zeit wieder eingestellt. Grund dafür war die fehlende Akzeptanz im Buchhandel, der mit der Zuschreibung reagier-

te: „die Männer-Reihe ist ja doch nur Schwulen-Literatur.“

- In meinem Buch „Begierige Verbote – sexueller Missbrauch + Therapie + schamlose Beziehungen“ (Zürich 1994), habe ich verschiedene Aspekte der „sogenannten heiklen Gender-Themen in der Psychotherapie aufgegriffen. Dies führte u. a. dazu, dass ich in einer Forschungsarbeit, die im Auftrag des Familienministeriums durchgeführt wurde, als ein Psychotherapeut bezeichnet wurde, der in seinem Selbstverständnis und in seiner Praxis Sexualität/die sexuelle Beziehung zwischen TherapeutIn und PatientIn zu einem Teil des therapeutischen Prozesses erklären würde. Man bezog sich auf einige der von mir vorgestellten Fallschilderungen und glaubte durch Zitate die Vorwürfe gegen mich auch belegen zu können. Ca. 300 Probedrucke der sogenannten Forschungsarbeit, die an einer namhaften deutschen Universität verfasst worden ist, wurden vor Drucklegung des eigentlichen Buches auf Anfrage verteilt.

Zum Glück erfuhr ich vor Drucklegung des Buches von diesen unverschämten Vorwürfen gegen mich, so dass ich die entsprechenden Passagen und die darin enthaltenen Vorwürfe gegen mich noch rechtzeitig ändern lassen konnte. Dabei machte ich die Erfahrung, dass die verantwortliche Wissenschaftlerin sich auf sehr persönliche Ansichten von akademischem Hilfspersonal verlassen hatte, ohne mein Buch selbst im Original gelesen zu haben. Diese sogenannten wissenschaftlichen Hilfskräfte hatten sich wohl auf meine Fallschilderungen bezogen, sie aber derart subjektiv und äußerst voreingenommen interpretiert, dass die dann verfassten Passagen in der Forschungsarbeit nur noch völlig unhaltbare Vorwürfe gegen mich enthielten.

Einerseits setzte ich mich in dem Konflikt mit der Wissenschaftlerin gegen die Vorwürfe (inzwischen zum Glück mit Erfolg) zur Wehr, spürte aber gleichzeitig sehr deutlich meine Vernichtungsangst im Diskurs über die „heiklen Aspekte des Gender-Themas“.

Andererseits hielt sie trotz meiner differenzierten und, wie ich meine, fundierten Kritik an ihrem Forschungsdesign und dem wissenschaftlichen Prozedere an dem Anspruch fest, ihre Arbeit sei „wissenschaftlich sauber“.

Lassen sie mich zum Schluss daher noch einmal kurz 3 wichtige Aspekte nennen, die im weiteren Gender-Diskurs Einfluss finden müssten:

- die Frage der genetischen Beeinflussung männlichen und weiblichen Verhaltens
- die patriachalischen Strukturen in Ausbildungsinstituten
- das Thema der Sexualität, der sexuellen Anziehung und der „Abgründe der Sexualität“ in der Therapiebeziehung.

Ulrich Sollmann, Bochum

von Randow, G. (Hrsg.)

## Wie viel Körper braucht der Mensch?

Standpunkte zur Debatte. 164 S. Edition Körper-Stiftung, Hamburg, 2001. Brosch. EUR (D) 12,-, sFr 23,-.

Jeder weiß, dass es immer wieder einmal gut tut, über den eigenen Zaun hinauszuschauen. Perspektivenwechsel ist auch im psychotherapeutischen Bereich einer der wichtigen Wirkfaktoren. Therapeutische Wirksamkeit erzielen wir in einem Spannungsfeld von irritierender Verfremdung und wohlwollender Grundhaltung. Der vorliegende Buchband ist ein Beispiel dafür, wie ein Buch, das sicher nicht primär für Psychotherapeuten geschrieben wurde, diesen doch nützlich sein kann, sich durch Außenperspektiven anregen zu lassen. Im Rahmen sehr relevanter, aktueller und brisanter Themenbereiche wie Gentechnologie, Reproduktionsmedizin, Transplantationsmedizin, Internetkommunikation, Politik und Medienkultur werden unter dem leitenden Gesichtspunkt des körperlichen Aspekts immer wieder psychologisch und psychotherapeutisch wesentliche Fragen aufgeworfen, hinauslaufend auf die provokante Fragestellung: Wie viel Körper braucht der Mensch?

Das Buch ist in mehrere Abschnitte gegliedert: in „Einstiege“, „Überblicke“, in „Körperinszenierungen“, in den „politischen Körper“ und den „Körper als Baustelle“. Am Ende des Buches wird eine aktuelle Meinungsumfrage unter 1137 bundesdeutschen Bürgern präsentiert, und zwar zu den Themen Körperbewusstsein, Reproduktionsmedizin, Transplantation und Gentechnik. Zu einigen der insgesamt 17 Beiträge: Gilman führt in einem historischen Überblick in die Geschichte der Schönheitsoperationen ein und arbeitet heraus, dass die Idee, den Körper zu verändern, um als „echter“ Bürger akzeptiert zu werden, bereits im 19. Jahrhundert aufkam. Dabei kennt der Wunsch des „Anverwandeln“ viele Formen, jede historische und gesellschaftlich-kulturelle Situation bringt ihre eigenen Wunschvorstellungen hervor. Jaeger stellt in einem brillant-amüsanten Beitrag ein Gedankenexperiment zu der Frage an, wie der scheinbar so simple körperliche Vorgang des Zähneputzens mit den Mitteln der Wissenschaft überhaupt beschrieben werden kann. Wichtige Bezüge zur Mikroebene in der psychotherapeutischen Situation regt dieser Beitrag an, und en passant vertritt der Autor die These, dass Intelligenz geradezu einen Körper und nicht nur ein Gehirn braucht – eine sehr anregende These für alle, die körperpsychotherapeutisch interessiert sind (oder auch für solche, die noch immer glauben, dass außer dem Austausch von Worten in der Psychotherapie nichts wesentliches geschieht).

Zwei zentrale und miteinander verflochtene Themen werden immer wieder angesprochen: der historische Wandel der Kör-

perlichkeit einerseits und die prinzipiellen Schwierigkeiten einer wissenschaftlichen Erfassung des Körpers andererseits. Dass es *den* Körper nicht gibt, sondern nur jeweils historisch gewordene und gesellschaftlich bedingte Ausformungen und Vorstellungen davon, davon handeln zwei weitere Beiträge. Tanner untersucht die Geschichte der Körpervorstellungen seit Beginn der Industrialisierung und deckt den Zusammenhang von technischer Entwicklung und menschlicher Selbstwahrnehmung auf. Klein beschreibt die Paradoxie von Körperkult und Entkörperlichung in der postmodernen Gesellschaft, wobei sie zu dem Schluss kommt, dass der Körper mitnichten verschwindet, sondern dass nur die Orte, an denen er sozial bedeutsam ist, gewechselt haben.

Trapp stellt in einem Beitrag über Schönheitsvorstellung die Überlegung an, dass auch in Zeiten massenhafter Schönheitsoperationen das Schöne letztlich unerreichbar bleiben wird, als das Besondere, das nicht jeder hat. Wenzel verdeutlicht in ihrem Beitrag über konkrete Körperinszenierungen, im Bereich der Schauspielerei, dass der Körper nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Alltag eine enorme Rolle in der zwischenmenschlichen Kommunikation spielt. Jeden Tag erleben wir dies auf der Straße, wenn wir inmitten von Menschen unterwegs sind: Die Begegnung mit der Herde zeigt, wie sehr doch unser Alltag von körperlicher Präsenz bestimmt ist, mag er noch so sehr aus Sprechen, Schreiben, Telefonieren oder Emails bestehen, in denen wir Zeichen geben und empfangen. Wissen ist Macht, so glauben wir, doch die reale Machtausübung erleben wir Tag für Tag im Stellungsspiel von Körpern. Keine Rede davon, dass die Zivilisation den Menschen entkörperert: „Wer all die armen Seelen sieht, die sich schweiß- und muskeltreibender „Körperarbeit“ hingeben, und das mit einem furchterregenden Arsenal von Werkzeugen, wird wohl kaum schlussfolgern, unsere Zeit sei körperfremd geworden“ (Randow, S. 9).

Sogar im Internet entwickelt sich eine ausgeprägte Inszenierung von Körperlichkeit, zeigt Funken auf. Dabei spielen die Internetuser zwar mit den Möglichkeiten des Geschlechterwechsels, messen aber der geschlechtlich eindeutig verortbaren Interaktion eine überraschend hohe Bedeutung bei. Gefühle werden dabei über Symbole transportiert, es hat sich ein eigener Gefühlscode entwickelt, der via SMS kommuniziert wird. Am anderen Ende des Spektrums körperlicher Inszenierungen steht der Sport, eine Körperdomäne par excellence. Bette untersucht das „System Sport“ als neue Instanz der Sinngebung in einer Situation, in der traditionelle Sinnsponder immer mehr an Bedeutung verlieren. Eine dramatische Form der Körper-Selbst-Inszenierung beschreibt Resch in seinem Beitrag zum Thema der Selbstverletzung; er geht dabei u.a. der Frage nach, wie eine solch extreme Instrumentalisierung des Körpers der Bewältigung psychischen Leidens dienen kann.

Das scheinbar Private kann auch politisch sein, und wird zu politischen Zwecken eingesetzt. Körperinszenierungen in der Politik untersucht Bieber, wobei er die Chancen auslotet, mit der zunehmenden Verlagerung politischer Debatten und Abstimmungen ins Internet unerträglichen realen Inszenierungen zu entkommen. Randow betont den Stellenwert des Körpers für die Demokratie und sucht nach Möglichkeiten, der „Entkörperlichung“ in der Politik entgegenzuwirken. Gernig erkundet die Rolle des Körpers hinsichtlich sozialer Ab- und Ausgrenzung, denn körperliche Erscheinungsweisen, Signale, Vorurteile und Stereotypen erweisen sich als entscheidend für die Wahrnehmung und Bewertung des Anderen als Fremden.

Fremdheit in einem anderen Sinn behandelt das Kapitel zur Frage: Der Körper als Baustelle? Wachsende technisch-medizinische Möglichkeiten zur Körperveränderung führen unweigerlich zu dem Problem, dass wir uns selbst im eigenen Körper fremd werden, und zur Frage, wie lange sich die Unterscheidung von „Mensch“ und „Maschine“, von „natürlich“ und „künstlich“ noch aufrecht erhalten lassen wird, wie Schlich herausarbeitet. De Wit diskutiert am Beispiel der Transplantation tierischer Organe einige psychische und ethische Fragestellungen, die sich angesichts von Xenotransplantationen stellen.

Die Ergebnisse der Umfrage zum Thema „Bodycheck – Wie viel Körper braucht der Mensch?“ zeichnen ein interessantes Bild davon, welche Ängste und Hoffnungen mit dem Thema „Körper“ verbunden werden, und sie unterfüttern einige der Beiträge des Buchbandes mit empirischem Material und geben Anlass, mit dem Nachdenken über den Körper auch über dieses Buch hinaus nicht aufzuhören.

*Peter Geißler, Neu-Oberhausen bei Wien*

Peseschkian, H.

## Die russische Seele im Spiegel der Psychotherapie

Ein Beitrag zur Entwicklung einer transkulturellen Psychotherapie (Das transkulturelle Psychoforum, Bd. 7). 128 S. VWB-Verlag für Wissenschaft und Bildung, Berlin, 2002. Brosch. EUR (D) 24,-.

Der Sohn des Begründers der transkulturellen Psychotherapie tritt in die Fußstapfen seines Vaters, geht jedoch individuelle Wege weiter. Neun aufregende Jahre verbrachte Hamid Peseschkian als Psychotherapeut und Lehrender in Moskau und so manchen anderen russischen Städten, wo er Gelegenheiten hatte, transkulturelle Psychotherapie zu lehren und sie auch selbst zu praktizieren.

Diese neun Jahre waren geprägt von der Öffnung der russischen Kultur, der Staatsgrenzen, des Kommunismus, wobei der Kapitalismus ungebremst eine 80 Jahre dauernde

Ausrichtung auf kommunistische Werte und Grundhaltungen überschwemmte. Die Gesellschaft, die Strukturen, die Familien, die Arbeitsplätze, die Identitäten, die Überlebensstrategien wandelten sich friedlich, deshalb aber in nicht weniger drastischer Form für den Einzelnen. Bombenanschläge in Moskau, Krieg im Süden, Mafia, Machtwechsel und Einbruch der ökonomischen Verhältnisse für viele, und des sozialen Auffangnetzes; Privatisierung, Reisen, neue Jobmöglichkeiten, große Mobilität zeichneten diese historisch aufregende Zeit aus.

Psychotherapie hatte in Russland, mit einer eher kollektivistischen Tradition, eine andere Funktion als in individualistischen Kulturen des Westens. „Insbesondere die Lehren von Marx und die Erklärung menschlichen Verhaltens als Produkt der ökonomischen und sozialen Bedingungen der Gesellschaft führten dazu, dass Behandlung vorwiegend soziologischer und reedukativer Art sein sollte. Dies führte wiederum zu einer Reduzierung der Psychotherapie auf vorwiegend direktiv-suggestive Techniken der Beeinflussung ...“ (S. 45). Die Ausrichtung auf eine Verbesserung der psychologischen und sozialen Funktion des Einzelnen sehen die einen als zu erwartender Freundschaftsdienst, die anderen verbinden damit noch immer eher potentiell drohende Psychiatrie und Abschiebung – ein nicht gerade förderlicher Boden für die Professionalisierung und Verbreitung westlicher Art Psychotherapie.

In dem Buch gibt Hamid Peseschkian einzigartigen Einblick in die Versuche der russische Seelenheilung aus der Sicht eines „Westlers“, was auch immer das ist. Er vergleicht Psychotherapie, Ausbildungssituationen, Psychotherapeut und Patient-Sein im Westen, womit er Deutschland meint (genauer transkulturelle Psychotherapie von Wiesbaden aus gesehen), und in Moskau. Er schildert einige Patientengeschichten und Therapieverläufe, die er in der von ihm gegründeten psychotherapeutischen Ambulanz des American Medical Center in Moskau durchgeführt hatte.

Allgemein stellte er fest, dass russische KlientInnen ihr Schicksal und ihre Bestimmung annehmen und es nicht in Frage stellen oder mit ihm hadern. Der/die typische KlientIn ist in der Therapie eher passiv, will Anleitungen und Erklärungen, erledigt Hausaufgaben, erwartet eine schnelle (Wunder)heilung, glaubt an Übersinnliches, Vorherbestimmung und geistige Kräfte, ist sehr familienorientiert und anderen Konzepten gegenüber relativ offen. Er/sie hat Vertrauen in den Arzt/die Ärztin bzw. PsychotherapeutIn, bleibt selber eher passiv und erwartet sich natürlich eine Erfolgsgarantie.

Der Mut, die Ausdauer, die Opferbereitschaft und die Zuversicht des Autors führten dazu, dass er mit Hilfe der Grundregeln der transkulturellen Psychotherapie (darauf zu schauen, was alle Menschen gemeinsam haben und wodurch sie sich unterscheiden und eine Gabe, positive Konnotation anzuwen-

den, wobei er damit meint, „den Sinn der Krankheit zu erkennen, und den Patienten transparent zu machen, positiv bedeutet hier entsprechend seiner ursprünglichen Bedeutung tatsächlich, wirklich, zweifellos, sicher, genau.“ S. 80) Respekt vor Menschen und professionellen Erwartungen in postsowjetischer Zeit in all den Jahren bewahrt hatte und die Ergebnisse in das Buch einfließen ließ.

LeserInnen erhalten Einblick in eine sensible Reflexion der Einführung psychotherapeutischer Methodik in ein anderes Land mit anderem soziopolitischen Hintergrund und über die Schwierigkeiten, die dabei entstehen, sich anzupassen und respektvoll den anderen, aber auch sich selber gegenüber zu bleiben, ohne die eigentliche Aufgabe aus den Augen zu verlieren. Vor allem die Fallgeschichten geben Einblick in die Andersartigkeit, ja die Darstellungen des therapeutischen Prozesses muten fremd an, sie klingen eher wie Beschreibungen über das Finden von realistischen Sichtweisen über deren eigenem Schicksal als eine Suche und das Finden von (Auflösungen).

Dass Psychotherapie auch in Russland beitragen kann, dass Menschen in ihrem Sinn angenehmer, psychisch entspannter, weniger sorgend und belastet leben, ist kein Zweifel, denn: „Die Welt hat sich verändert; sie ist nicht mehr, wie sie einmal war, und ihre neuen Probleme können deshalb nicht mehr auf der Grundlage eines Denkens angepackt werden, das uns aus vergangenen Jahrhunderten überkommen ist“, meinte schon Gorbatschow (cit. von Peschkian, S. 99)

Das Buch ist eine Kurzfassung einer Habilitationsschrift und für russische und deutsche LeserInnen geschrieben – eine Fundgrube für Osteuropainteressierte und solche, die in anderen Kulturen lehren wollen.

*Gerda Mehta, Wien*

Heisterkamp, G.

## Basales Verstehen

Handlungsdialekt in Psychotherapie und Psychoanalyse (Leben lernen, Bd. 154). 272 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2002. Brosch. EUR (D) 22,-; sFr 38,10.

Günter Heisterkamp bringt den Dialog zwischen klassischer Psychoanalyse und analytischer Körperpsychotherapie ein gutes Stück voran. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass er auf polemische Töne fast ganz verzichtet und in ruhigem Selbstbewusstsein sowohl das Gemeinsame wie das Trennende, man könnte auch sagen Ergänzende herausarbeitet. Fundamental ist für ihn die aus vielen Quellen bestätigte Tatsache, dass neben dem sprachlichen Text der „Redekur“ und Deutungskunst der verbalen Analyse sehr viel Nicht-Sprachliches vor sich geht, was zwar auch von der Analyse zunehmend entdeckt wird, das aber nach Heisterkamp in keiner Weise auf einer ange-

messenen Ebene aufgegriffen wird. Er zeigt das an vielen Beispielen und unterscheidet den objektivierenden, diagnostischen Blick des Analytikers von dem mehr auf Interaktion ausgerichteten Verhalten des analytischen Körperpsychotherapeuten. Während das ideale Setting für den Analytiker der ruhig daliegende Patient ist, der seine Aufmerksamkeit auf seine Gefühle und deren Ausdrucksfähigkeit richtet, erweitert Heisterkamp das Setting, lässt dem Patienten sogar die Wahl seines Ortes im Raum und seiner Haltung. Schließlich nimmt er dem sogenannten „Agieren“ gegenüber eine ganz andere Haltung ein, was allerdings von einer Reihe von Analytikern inzwischen auch so gesehen wird: Viele Patienten haben Störungen im averbalen Bereich. Sie haben also sprachlich gar keinen Zugang zu ihren Konflikten und Traumatisierungen, sodass der Therapeut geradezu angewiesen ist auf diese Handlungs-Mitteilungen, auch wenn er dabei immer wieder verstrickt wird in Situationen, die anfangs weder er noch der Patient verstehen. Die besten Deutungen helfen da nichts, ja, sie unterbrechen sogar einen vorsichtigen Versuch des Patienten, „Unsagbares“ deutlich zu machen. „Das Tragische ist: Die Deutungen mögen meistens stimmen, nur stimmen sie nicht mit dem überein, was in der Praxis realiter vor sich geht.“ Insofern kann eine kluge Deutung sogar ein Symptom der Abwehr des Analytikers selbst sein, der sich an das schwer Erträgliche einer frühen Situation emotional nicht herantraut. Heisterkamp fordert, dass der Therapeut nicht nur diagnostisch und symbolisch denkt und fühlt und dies an den Patienten weitergibt, sondern dass er „leibseelisch“ reagiert, und das ist eine Kunst, die er erst allmählich entwickeln muss, um seine Gegenübertragung anzureichern um die szenisch-körperliche Gegenübertragung. Er merkt auf, „wenn er flacher oder tiefer zu atmen beginnt; wenn sich sein Kopfdruck erhöht oder verringert; wenn er plötzlich nicht mehr klar sehen kann oder es ihm schwarz vor den Augen wird; wenn der Druck in den Ohren zunimmt, Schwindelgefühle oder Ohrgeräusche auftauchen; wenn er müde oder wach wird; wenn sich sein Bauch verkrampft oder entspannt; wenn sein Herz schmerzt, rast oder heftig klopft; wenn sich sein Darm oder seine Blase meldet; wenn er zu schwitzen beginnt oder ihn Husten- oder Juckreize stören; wenn er sich körperlich verkrampft oder Schmerzen verspürt oder wenn sich muskuläre Verspannungen auflösen; wenn er merkt, dass seine Arme und Beine eingeschlafen sind; wenn er sich erotisch angezogen oder sexuell erregt fühlt oder keine sexuelle Erregung verspürt, wo sie zu erwarten wäre; wenn seine Stimme die Tonart wechselt, wenn er sich bewegt usw.“

Man sieht, da ist ganz schön etwas zu leisten, und man meint, da müsse ein introspektiver Schwerarbeiter am Werk sein. Aber zum Glück ist der Analytiker nicht bei jedem Patienten auf diese Fülle von Wahrnehmungen angewiesen, sondern vorwiegend bei

solchen, die eben die drängenden unbewussten Inszenierungen zum Hauptmittel der Kommunikation wählen müssen. Man kann dann davon ausgehen, dass schon der frühe Mutter-Kind-Dialog entgleist ist, und dass unbewusste Bemächtigung und Manipulation sozusagen die letzten Mittel der Kontaktsuche sind. Vereinfacht gesagt ist es dann wichtiger, dem „Prinzip Antwort“ zu folgen als zu deuten, der „Unmittelbarkeit der Begegnung“ zu vertrauen als sich in die Neutralität des vermeintlich Wissenden zurückzuziehen. „In den Handlungsdialogen werden sprachlich unzugängliche Komplexe und Selbstzustände erst wieder zugänglich und fassbar.“ Zum Handlungsdialog kann eben auch gehören: Berührung, Interaktion, Halt. Sehr gelassen geht Heisterkamp mit den sich immer wiederholenden Vorwürfen der klassischen Analyse um, Berührung führe zwangsläufig zur Sexualisierung der Beziehung oder sei Verwöhnung und illusionäre falsche Mütterlichkeit. Er weiß, dass Halt den Wiederbeginn der seelischen Strukturbildung oft erst ermöglicht, und dass Berührung den vielbeschworenen Prozess der Trauer vertiefen kann. Wenn sich der Therapeut aber auch mit seiner leibseelischen Wirklichkeit den gestörten unbewussten Interaktionsformen aussetzt, ist das etwas anderes, als wenn er hinter der Couch sitzt und mit „gleichschwebender Aufmerksamkeit“ (Freud) die verborgenen Affekte und verbalisierbaren Übertragungen meditiert. Deshalb betont Heisterkamp immer wieder, dass der Therapeut unweigerlich „mitbehandelt“ wird, weil er in die Szenen mit mindestens einem Bein einsteigt und sich gelegentlich im Rollenspiel auch zur Verfügung stellt. Unser Problem in der Analyse von Erwachsenen besteht darin, „dass wir oft die Entwicklungsebene nicht mehr erreichen, in der die Störung ihren Ursprung hat und wo auch die entsprechenden Ressourcen verschüttet sind.“

Heisterkamp ist mit seinem Buch ein großer Wurf geglückt. Er hat nicht nur eine Menge Literatur verarbeitet, sondern schöpft aus seiner eigenen langjährigen therapeutischen Erfahrung, aus seiner breiten Supervisionstätigkeit, und nicht zuletzt aus dem freimütigen Umgang mit Erlebnissen in seinen eigenen Analysen. Der einzige Kritikpunkt wäre der wahrlich inflationäre Gebrauch der Worte „operativ“ und „basal“, die einen gleichsam beschwörenden Charakter besitzen und doch die Überzeugungskraft nicht erhöhen.

*Tilmann Moser, Freiburg*

Kersting, H. J.

## Zirkelzeichen

Supervision als konstruktivistische Beratung. 315 S. Wissenschaftlicher Verlag des Instituts für Beratung und Supervision, Aachen, 2002. Brosch. EUR (D) 19,-, sFr 18,-.

In diesem Werk hat Kersting, ehemaliger Priester, lehrender Supervisor, Balintgrup-

penleiter und Organisationsberater, eine Standortbestimmung vorgenommen. Das Buch beinhaltet seine theoretischen Überzeugungen, ein paar Elemente seines praktischen Handwerkszeugs, Darstellung der Arbeitsgebiete von Supervision, Coaching und der Balintgruppen, und Geschichten seiner für ihn einflussreichsten Lehrer. Am Ende des Buches legt Heiko Kleve seine Beobachtungen des wissenschaftlichen Weges seines Freundes dar, der es verstand, Soziale Arbeit, Supervision und Beratung kommunikationstheoretisch und konstruktivistisch zu reflektieren – Beobachtungen 2. Ordnung, wie es sich für den Systemiker gehört.

Beginnen wir in supervisorscher Manier mit der Beobachtung Kerstings Beobachtungen: Kleve lobt vor allem sein Konzept für Gruppensupervision als eigenständige Supervisionsform, die in besonderer Weise ermöglicht, Schwierigkeiten auch als Probleme des Dienstleistungsbetriebes zu erkennen und Erfahrungswissen leichter zu systematisieren, handlungsleitende Prinzipien für das Team insgesamt herauszuarbeiten und implizit enthaltene Wertvorstellungen zu reflektieren. Komplexität der erfahrenen Wirklichkeit einzelner in psychosozialen Berufen wird so sichtbarer und erweiterbar, nachdem sie im problematisch erscheinenden unbrauchbar reduziert wurde.

Kersting hat in diesem Buch einige seiner herausragenden Vorträge zusammen gestellt. In der Vorbereitung auf eine anwesende Zuhörerschaft sind die Inhalte leicht verständlich aufbereitet worden, da Zuhörer ja Texte nicht nachlesen oder mehrmals lesen können. Anschauliche Beispiele erlauben systemisch nicht so geschulten LeserInnen systemischen Jargon zu verstehen, oder doch nicht ganz?

Als wissenschaftlicher Direktor des Aachener Instituts für Beratung und Supervision und Professor an der Hochschule Niederrhein hat Kersting viel Erfahrung im Lehren über den Umgang mit Systemen, Kontexten, Denkweisen. Er ist ein Systemiker durch und durch, sodass seine Sammlung zu einer hervorragenden Übersicht über systemisches Gedankengut wurde. Dabei beruft er sich vor allem auf Lowy, Levinas und Heinz von Foerster, baut auf Traditionen von Till Eugenspiegel und Schäl und Tünnes auf, Witzfiguren, die die Welt mit einem schrägen Blick ansehen. Diese hatten bereits Supervision professionell betrieben, indem sie ein System der Reflexion für sich entwickelt hatten, zur Selbstreflexion anregten, einen zirkulären Prozess, eine Beobachtung der Beobachtung machten und dieses zur Disposition gestellt hatten.

Für Kersting gilt: ob eine brauchbare Wirklichkeit konstruiert wird, liegt nicht in der Hand des Supervisors, der Supervisorin. In der Supervision soll vor allem die Selbstreflexion angeregt werden, die Reflexion der Prämissen, die die Wahrnehmung begründen. SupervisorInnen stellen mit ihrer Respektlosigkeit vor eingefahrenen Sicht- und Lebensweisen die Gewissheit, in der sich die

Menschen eingestrichelt haben, in Frage (S. 119). Sie sind VerstörerInnen, AnregerInnen, Provokateure, mit ganzem Einsatz ohne sich selbst zu schonen. Theoretisch favorisiert er das Teilnehmermodell: ein teilnehmender Beobachter an der Lebens- und vor allem Arbeitswelt der Supervisanden zu sein. Dabei folgt er Prinzipien wie:

- Konstruiere Deine Realität, um zu sehen.
- Mache Dich selbst zum Bestandteil Deiner Konstruktion.
- Gewähre anderen, die in deinen Konstruktionen vorkommen, dieselbe Autonomie, die du bei ihren Konstruktionen beanspruchst.
- Erfinde so viele alternative Konstruktionen wie möglich, aber nicht, ohne die Grenzen ihrer Verlässlichkeit zu sondieren.
- Kommuniziere mit anderen so, dass der Bereich möglicher Entscheidungen nicht eingeschränkt wird.
- Schaffe die Imperative ab, verstehe sie als Einladungen. (S. 31)

Auch für eingefleischte SystemikerInnen bereichernd ist die Auseinandersetzung mit Levinas Gedankengut über den anderen, das die ethische Haltung, von der auch von Foerster spricht, die jedoch in der systemischen Tradition oft unter den Tisch oder Teppich gerät, gut begründen lässt. Denn: „Ich bleibe im Gefängnis meines Ichs, wenn ich versuche, den Anderen als Mitgefangenen in mein Ich einzusperren. Ich versuche, ihn mir einzuverleiben und vernichte ihn. Verantwortung durch und für den anderen begründet erst meine Freiheit“ (S. 90). Die Beziehung zwischen dem Nächsten und dem (auch noch relevanten) Dritten kann mir, der ich mich annähere, nicht gleichgültig sein. Durch das Gewahrsein der Gegenwart des Dritten an der Seite des Nächsten, dem die Annäherung gilt, wird so etwas wie eine Gerechtigkeitsdimension eingeführt – ein Mitdenken der Verantwortlichkeit für den Nächsten und für die Fernen. Ein besonders interessantes Kapitel, das auch mit dem im deutschen Sprachraum und vor allem unter SystemikerInnen noch viel zu wenig beachteten Gedankengut von Levinas bekanntmacht. Hätten Levinas Schriften mehrere SystemikerInnen mehr gelesen, wäre die oberflächliche anything goes-Kritik wohl nicht auf so fruchtbaren Boden gefallen und die Antwort auf die Vielfältigkeit und Wackeligkeit der Orientierungshilfen nicht so radikal ausgefallen – ein sehr bitterer Nachgeschmack auf die systemische (anfänglich liberale, befreiende) Bewegung, die ihre eigenen Prämissen und Konsequenzen aus ihrem Denken so wenig mitbedacht hat, indem sie die (eigene) ethische Verantwortung eigener Handlungen so einfach mit einer prinzipiellen Unbestimmtheit des Zukünftigen wegweicht hat und den ethischen Appell, den selbst Foerster für die nichttrivialen Maschinen, wie den Menschen, immer mitbedacht hat, so elegant überhört hat, soweit meine Meinung. Dem gegenüber liefert Kersting

meiner Meinung nach ein zu rosiges, zu wenig Verantwortung für seine theoretische Positionen nehmendes Bild im Kapitel Wirkung auf die Zukunft der Gesellschaft.

Ein sehr gut geschriebenes Buch, besonders für Menschen, die Theorien lieben, wenn sie anschaulich und nicht zu schwer nachzuvollziehen sind. Wer Anwendung, Technik im Konkreten will, der findet ebenso ein paar Beispiele in dem Buch. Wer Anregungen will, um selbst Techniken und Fragen als Interventionsmöglichkeiten zu erfinden oder sein eigenes Tun wieder einmal reflektieren möchte, der wird mit dem Buch eine Freude haben. Und besonders brauchbar ist es für jene, die wissen wollen, was systemische Supervision ist und worauf sie gründet.

Gerda Mehta, Wien

Pohlen, M., Bautz-Holzger, M.

### Eine andere Psychodynamik

Psychotherapie als Programm zur Selbstbemächtigung des Subjekts. Therapieprogramme auf CD-ROM. 21 Abb., 551 S. Verlag Hans Huber, Bern, 2001. Geb. EUR 49,95; sFr 86,-.

Eine „andere“ Psychodynamik – eine „andere“ Psychoanalyse? Wenn man als Psychotherapeut und Psychotherapiewissenschaftler heute einen Text in die Hand nimmt, der nicht aus den Reihen der eigenen „Schule“ oder „Orientierung“, des eigenen Paradigmas stammt, ist man gefordert, in einen „anderen Diskurs“ einzutreten, und steht in der Gefahr des konkurrenzierenden Vergleichs, der in der Regel den Zugang zu dem verstellt, was der Andere sagen will. Dennoch liest man mit Bewertungsparametern der „eigenen Sichtweise“, und von dieser kann und will ich hier nicht abstrahieren. Ich lese das Buch von *Manfred Pohlen* und *Margarethe Bautz-Holzger* mit dem Blick eines „integrativen Therapeuten“, der einer schulübergreifenden Perspektive verpflichtet ist und eines Therapiewissenschaftlers, der kritische Kulturarbeit – neben der empirischen Forschung – zu den wissenschaftlichen Aufgaben seines Faches zählt. Diese Perspektiven haben mir diesen Text erschlossen als einen psychoanalytischen Text über eine „andere Psychoanalyse“, die das „Establishment“ dieses Verfahrens herausfordert, indem es ihm vorhält: Ihr habt den eigenen Ansatz verraten, in einer „verhängnisvollen Mediszialisierung und Entsubstantialisierung des psychodynamischen Denkens“ (S. 28).

Die Psychoanalyse ist durch viele Entwicklungen und Transformationen gegangen. Ihr Begründer, *Sigmund Freud*, hat seine Theorie und seine Praxis verschiedentlich recht nachhaltig verändert – seine Innovationskraft blieb bis ins hohe Alter ungeboren, und das kann als ein Legat verstanden werden. Die Psychoanalyse, die sich selbst zum Gegenstand ihrer Untersuchungen

macht, muss eine Disziplin sein, die sich in beständiger Veränderung befindet: weil sich die Menschen verändern und ihre Kontexte. Immer neue Interpretationsleistungen lassen den „Gegenstand“ der Psychoanalyse – den Menschen in seinen Beziehungen – und das „Tun“ der Psychoanalyse – die Arbeit mit Menschen in heilender und emanzipatorischer Absicht – in immer neuen Perspektiven erkennbar werden. Wenn „jeder Analytiker ... periodisch, etwa nach Verlauf von fünf Jahren, sich wieder zum Objekt der Analyse machen“ sollte (Die endliche und die unendliche Analyse 1940), und wenn auch in Kollektiven, ja in der Menschheit Dynamiken am Werk sind, die die Wirklichkeit verstellen – so *Freud* in den Schlussausführungen der zitierten Arbeit –, dann müssen auch Kollektive in psychoanalytischer Weise untersucht werden. Die „community“ der Psychoanalytiker muss das eigene Verfahren und sich selbst in den kritischen Blick nehmen – und genau das tun *Manfred Pohlen* und *Margarethe Bautz-Holzger* in ihrem Buch, dessen Untertitel „Psychotherapie als Programm zur Selbstermächtigung des Subjekts“ aussagt, worum es ihnen in „ihrer“ Psychoanalyse geht. Die Autoren sind bekannt für ihre Kritik der etablierten Psychoanalyse, die ihre „subversiven Wurzeln“ verleugnet und das emanzipatorische Moment dem Prokrustesbett des „Richtlinienverfahrens“ geopfert hat. Eine *etablierte* und dennoch unabhängige Kraft, der die Gesellschaft die „Autorität einräumt“, der „Welt unerwünschte Wahrheiten zu sagen“ (vgl. „Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie“ 1910), davon träumte *Freud*. Wer aber lässt sich schon gerne unbequeme Wahrheiten sagen oder gar „Illusionen zerstören“ (ebenda)? Die Psychoanalyse hierzulande schon lange nicht mehr, denn sie hat die beachtenswerten psychoanalytischen und zugleich analysekritischen früheren Werke des Autorenpaars in einem Maße durch „Übergehen“ und „Negieren“ quitiert, dass das die Wahrheit der Kritik zu bestätigen scheint.

Dieses neue Buch ist ein „magnum opus“, ein Markstein – Stein des Anstoßes hoffentlich. Es zeigt, dass die klinische Theorie der Psychoanalyse von ihrer Kulturtheorie nicht getrennt werden kann. Blickt man auf die Richtlinienpsychotherapie mit dieser Optik, so muss man sie als zutiefst entfremdet diagnostizieren – entfremdet von ihren ursprünglichen Anliegen, selbst erfasst von gesellschaftlichen Entfremdungsdynamiken, zu ihnen beitragend. „Die Trauer über den Zustand der Psychoanalyse darf uns nicht hemmen, über ihre besseren Möglichkeiten nachzudenken und zu demonstrieren, was sie sein könnte, wenn man das im Freudschen Denken liegende Vermächtnis und den darin enthaltenen Auftrag nach Versinnlichung des Lebens ernst nimmt“ (S. 15). Und in der Tat ist das Buch keine Klage, kein larmoyanter Abgesang, sondern ein engagiertes Plädoyer für eine „andere Psychoanalyse“ oder auch – denn die anderen „Schulen“, Richtungen, können von die-

sem Diskurs profitieren – für eine andere „Psychotherapie“. Das Buch ist trotz des hohen theoretischen Anspruchs sehr gut lesbar, mitreißend geschrieben, es weckt Lust, sich mit dieser Psychoanalyse auseinanderzusetzen, und es ist eminent praktisch, patientInnen-nah, umsetzungsorientiert. Es ist – und darin fühle ich mich dem Autor und der Autorin verbunden – in einer „angewandten“ Weise klinisch und politisch. Es steht in der *experimenterenden* „kokreativen“, die PatientInnen aktiv einbeziehenden Praxistradition von *Sandor Ferenczi* und *Willhelm Reich* (man könnte in diese Linie noch *Fritz Perls* stellen). Es geht um die Freiheits- und Willensdiskurse von Patienten und ihrer Therapeuten, die an der repressiven Macht der entfremdeten und entfremdenden Gesellschaft und Kultur gleichermaßen leiden und sich das eingestehen. Hier wird ein prinzipieller Gegensatz von *Natur* und *Kultur* von den Autoren angenommen, der mir problematisch erscheint. Sozialität und Kultur gehören m. E. zur „*Hominität*“, zum Menschenwesen. So scheint es mir sinnvoller, von den destruktiven und repressiv-domestizierenden „Seiten der Kultur“ zu sprechen, von den disziplinierenden Normierungen der Gesellschaft (Berger und Luckmann, 1970), um sie nicht insgesamt zu „verteufeln“ und die soziale Natur des Menschen zu verfehlen. Mit diesem Eingeständnis ihres Leidens an Verdinglichung, wie es sich derzeit in der kaum vermeidbaren „Fließbandarbeit“ vieler KollegInnen bei unzumutbaren Punktwerten in psychotherapeutischen Kassenpraxen zeigt, können TherapeutInnen eigentlich nicht mehr Agenten von Normalisierungsprozeduren bleiben, sondern sie müssten an Stelle einer „servilen Haltung gegenüber konformistischer Machtpolitik in Medizin und Gesellschaft“ (S. 17) aufstehen in aktiver Kritik gegenüber einer positivistisch verkürzenden Wissenschaft, die mit fragwürdigen Maßnahmen der „Qualitätsicherung“ ein monetarisches Gesundheitssystem stützt, das an Krankheit von Menschen verdienen und an ihrer Gesundheit sparen will. Sie müssten diesem System eine Absage erteilen, wie es die Autoren des Buches tun. Hier werden die „dunklen Seiten“ der Gesellschaft angesprochen, und sie werden nicht von den eigenen „dunklen Seiten“ isoliert. Es geht um einen „Wahrheitsdiskurs“, von dem niemand ausgenommen werden kann und darf. Die Autoren orientieren sich hier – wie könnte es anders sein – an *Michel Foucault* (1996), der fragte: „*Wer hat das Recht, die Pflicht und den Mut, die Wahrheit zu sprechen?*“ – Ein jeder, so muss man antworten! Auch und gerade die PatientInnen, und dies nicht zuletzt ihren Analytikern gegenüber. Das stößt natürlich gegen etablierte Ordnungen: die des Gutachterverfahrens, der Richtlinien, der manualisierten und standardisierten Therapien, der Qualitätssicherer, der „Deutungsmacht“ der Psychoanalytiker. Die „unterlassene Selbstaufklärung der Psychoanalyse“ (S. 21) muss dazu führen, dass sie das „Begehren des Subjektes“

nisch reduziert. Deshalb setzen die Autoren die „andere Psychodynamik“ als ein „Programm des Widerspruchs“ gegen das Programm der „Normalisierung“, das in Wirklichkeit eine Disziplinierung ist. Nun muss man sagen, dass diese Machtproblematik, die die „Souveränität“ von Subjekten, die Selbstbestimmtheit von Menschen einengt bis zum Leiden und bis zur Erkrankung natürlich auch im *Œuvre* von *Freud* selbst angelegt ist. Seine „Grundregel“ ist keineswegs emanzipatorisch, sein Diskurs räumt den PatientInnen wenig Freiraum ein und seine Haltung gegenüber seinen „Söhnen“, „Schülern“, die nie wirklich den Status von „Kollegen“ erhielten, war „patriarchalisch“ – von Töchtern oder Kolleginnen ist gar nicht erst zu reden. Hier nun vermisse ich bei Autor und Autorin eine Auseinandersetzung mit *Freuds* Dynamik und Machtstreben, seiner Ausschlusspolitik gegenüber „Dissidenten“, eigentlich Versuchen „eigenständigen Denkens“ wie bei *Adler*, *Rank*, *Reich* und vielen anderen. Das ist nicht nur das Werk von *Ernest Jones*, dessen Machtpolitik und Inkriminierungen *Ferenczi* gegenüber die Autoren offenlegen, es ist *Freud*, der dies zuließ und z.T. selbst betrieb und einen Machtdiskurs in Gang setzte, der sich in einer Machtversessenheit der Psychoanalyse – vom „Geheimen Komitee“ (*Freud* sprach gar vom „Konzil“, vgl. Schneider, 1999) – bis zur Beiratspolitik heute artikuliert. Er wird auch an der düsteren Rolle der etablierten Psychoanalyse in den Prozessen, die zu einem disziplinierenden Psychotherapiegesetz in Deutschland führten, deutlich unter Ausgrenzung jeder Dissidenz, aller anderen Therapierichtungen und in einer unheiligen Allianz mit einer technizistischen Verhaltenstherapie (es gibt auch eine andere, psychosozial und sozialpsychiatrisch engagierte, das sei nicht vergessen). Man muss „*diesen Freud*“ anschauen, den dunklen, um den „*anderen Freud*“ ins Licht stellen zu können, denn die hagiographische Pflege einer „Ikone *Freud*“, wie sie in der Psychoanalyse neben der berühmten Verteidigung des „Vaters der Psychoanalyse“ gegen das „*Freud bashing*“ üblich ist, führt nicht weiter. Es gibt eben auch den positivistischen *Freud*, den machtvessenen, den missionarischen, den engstirnigen, den Zeloten. Ihn zu sehen, die Wirkungsgeschichte dieser seiner dunklen Seiten in der Psychoanalyse der Gegenwart aufzuzeigen – um der Psychoanalyse willen – darum wird es gehen müssen, und das hieße auch „*Freud* gerecht zu werden“, wie ich *Derridas* „être juste avec *Freud*“ einmal wiedergeben möchte, denn das ist mehr als ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. *Freud* war, wie sollte es vor dem Hintergrund seiner Zeit, seiner Sozialisation anders sein, seinem eigenen Projekt gegenüber immer wieder zwiespältig. Er hat – von Anfang an – zwischen einer biologischen, *physiologischen* (1895b, 1905a) Theoriebildung und einer *psychologischen* (1895c, 1900a) geschwankt. Die Rekonstruktion der frühen Theorie (May-Tolzman, 1996) ist deshalb

wichtig und aufschlussreich, weil sich diese Doppelgleichzeitigkeit auch in den letzten Schriften findet, wo er einerseits im Schlusspassus seiner Schrift „Die psychoanalytische Technik“ (1940a [1938]) der Hoffnung Ausdruck verleiht: „mit besonderen chemischen Stoffen die Energiemengen und deren Verteilung im seelischen Apparat direkt zu beeinflussen“, er andererseits im gleichen Jahr 1938 eine Arbeit über „Die Ichspaltung im Abwehrvorgang“ (1940e) abfasst, die auf die *psychologische* Theorieargumentation zentriert und mit einem zentralen frühen Text dieser Argumentationslinie („Weitere Bemerkungen über die Abwehr der Neuropsychosen“ (1896b) verbindet. Diese beiden Richtungen gilt es in einer modernen Psychoanalyse und – allgemeiner gesprochen – Psychotherapie zu verbinden, nicht jedoch zu polarisieren oder einseitig zu verfolgen. „Die Beschränkung auf eine eindimensional-somatische Perspektive verhindert die Klärung der Bedeutung der einzelnen Teilsysteme im Zusammenhang des komplexen Beziehungsgefüges psychosozialer und somatischer Determinanten, beispielsweise einer strukturellen Ich-Störung“ (S. 220). Hier wird also ein multidimensionales Denken von den Autoren propagiert, das diesen ganzen Band durchzieht und im Kontext moderner „*biopsychosozialer*“ Theoriebildung und Praxis (Petzold, 2001) zu sehen ist, wie er sich im Felde der Psychotherapie gegenwärtig zunehmend bei integrativen Orientierungen findet. Den Triebbegriff als biologische Größe ohne biologistische Verkürzungen als anthropologischen Begriff zu nutzen, darum geht es in der Psychoanalyse als Kulturwissenschaft und als emanzipatorischer therapeutischer und persönlichkeitsbildender Praxis, und an diesem Projekt arbeiten die Autoren. Aus diesem Diskurs heraus argumentieren sie: für die Selbstbestimmtheit von Subjekten gegen eine das Psychische medizinisierende Psychiatrie und gegen eine verdinglichende Forschungsmentalität, die damit die Chancen der Erforschung seelischen Leidens und seelischer Entwicklung verbirgt. Natürlich hat auch der Triebbegriff seine Hypothesen, und *Lacan*, *Ricœur* u.a. haben sich bemüht, den Begriff theoretisch prägnanter zu fassen. *Le desir*, das Begehren, nimmt dem Term eine biologistische Verkürzung ohne eine Verkürzung um die Biologie vorzunehmen. *Ricœur* sieht ihn als „Semantik des Wunsches“, verbindet das Triebkonzept mit einem „Sinnkonzept des Begehrens“. Damit steht das Problem des „Geistes“ – in der Psychoanalyse ein vernachlässigtes Thema – oder präziser das „Geist-Gehirn-Organismus-Problem“ (Damasio, 1995) bzw. das „Körper-Seele-Problem“ (Bunge, 1984) im Raume, das für eine therapeutische Praxis als „zwischenleibliches Geschehen“ hohe Relevanz hat, wie die Autoren in ihrer dezidierten Orientierung an der klinisch-experimentierenden Praxis von *Reich* und *Ferenczi* (und auch hier sehe ich mich ihnen verbunden) erkennen lassen. Aber deshalb muss dieser Problemkomplex noch vertiefend ge-

klärt werden. *Monothematische* oder *duale* Triebtheorien (Sexual- und Todestrieb, Freud; Machttrieb, Adler; Hungertrieb, der frühe Perls) konkurrieren mit *polythematischen* Triebtheorien (McDougall unterscheidet 18 Triebe) oder *athematischen*, in denen es um unspezifische, situationsabhängige Antriebe geht (Allport, Jaspers u.a.). Hier hätte ich mir eine differenziertere Auseinandersetzung gewünscht, da das Triebkonzept in seiner Mutterwissenschaft, der Biologie, beträchtliche Veränderungen erfahren hat, und man schon gut begründen muss, warum man am Freud'schen festhält, wie er es etwa in „Trieb- und Triebchicksale“ (1915c) formuliert und bis in die späten Schriften beibehält: Trieb ist eine konstant aus dem Körperinneren kommende und wirkende, handlungsantreibende Kraft, vor der es kein Entkommen gibt, und die vom situationsgebundenen Reiz zu unterscheiden ist. Die neurowissenschaftliche Vorannahme Freuds, die für diese Theorie, wie er ausführt, grundlegend ist, ist die These, dass das Nervensystem eingehende Reize beseitigen und nach dem „Konstanzprinzip“ einen Zustand herstellen muss, der „überhaupt reizlos“ ist (eine frühe Homöostasethorie). Diese Annahme lässt sich aber nicht mehr halten, denn das Nervensystem, der Organismus insgesamt sucht „gemäßigte Ungleichgewichte“, Anregungen und Stimulierung, ist ein selbstorganisierendes „offenes System“ mit „dissipativen Strukturen“, die weitab vom thermodynamischen Gleichgewicht sich aus einem ursprünglich instabilen Zustand bilden und eine gewisse Stabilität aus der Balance von Nichtlinearität und Energiedissipation gewinnen, wie Ilya Prigogine in seinem experimentell gut abgestützten Modell gezeigt hat. Hermann Haken hat in seiner „Synergetik“ ein anderes Modell der Selbstorganisation aus dem Zusammenwirken vieler einzelner Teilsysteme in komplexen, nichtlinearen Systemen vorgestellt, das mit Größen wie „Ordnungsparametern, Bifurkation, Versklavung“ die spontane Ausbildung von Strukturen beschreibbar macht, insbesondere wie in Phasenübergängen neue Strukturen entstehen, was für das Verstehen von Therapieprozessen durchaus interessant ist (Kelso, 1995; Schiepek, 1999). Man sieht, mit dem Triebbegriff stehen Grundsatzdiskussionen ins Haus, denen wohl nicht auszuweichen ist. Für die interaktionale Praxis der Autoren scheint mir der Freud'sche Triebbegriff zu „monadistisch“. Perls, der den Triebbegriff im Sinne einer Motivationstheorie durch ein organismisches Homöostasemodell ersetzte, das auf multiple Innen- und Außenreize reagiert, endet letztlich in seiner „solipsistischen Position“ des „Ich bin ich und Du bist Du“, weil er das Problem der „Innen-Außen-Beziehungen“ nicht konsistent klärte.

Ich sehe das, was „Trieb“, Antrieb, generativen Impetus ausmacht, als Bündel von „evolutionären Narrativen“, Programme, die sich in der *Interaktion eines Organismus mit seiner Ökologie* herausgebildet haben und von dieser Interaktion „erzählen“, wenn sie

sich erneut in Handlungen inszenieren. Damit wird im Sinne der phänomenologischen Leibtheorie von Merleau-Ponty, die den „Leib als Intentionalität“, als grundsätzliche Gerichtetheit auf die Welt (*être-au-monde*) sieht, und moderner Biowissenschaften und Evolutionstheorie (Weber, 2000) eine grundsätzlich *interaktionale Fassung* von Antrieben bei lebendigen Wesen vertreten. Wenn Menschen „begehren“, wenn sie sich einander zuwenden, einander bekämpfen bis zur Vernichtung, wenn sie ihr Leben gestalten, so tun sie das in komplexen Mustern, in denen sich Biologie und Sozialität verschränken und in denen ein unhintergehbare „Rest“ ist, der sich in Prozessen der Sozialisation und Enkulturation nicht auflöst – z.B. die ultimative Destruktivität, zu der Menschen fähig sind und wie sie sich bei „anderen Tieren“ so nicht findet. Deshalb habe ich meine Zweifel, ob diese sinistre Realität im Triebbegriff gut aufgehoben ist, genauso wie zu fragen ist, ob die Liebe dort den richtigen Ort hat. Hier werden grundlagentheoretische Diskurse erfolgen müssen, die vielleicht wieder in eine „andere Psychoanalyse“ führen werden.

Pohlen und seine Mitautorin legen sich in diesem Buch mutig und streitbar mit vielen mächtigen Protagonisten und Institutionen an: mit der Psychotherapieforschung im Sinne von Graue, mit der Psychoanalyseforschung im Sinne von Kächele, mit der einsichtsorientierten „verkopften“ und angepasst-anpasserischen „etablierten“ Psychoanalyse, mit einer vollmedizinisierten Psychiatrie – alles Formen einer beziehungsarmen Kultur mit einer anämischen, blassen Intersubjektivität. Psychotherapie in solchem Rahmen und eine solche Qualität befördernd, verfehlt ihr Grundanliegen, zu einer grundsätzlichen Humanität von Lebensverhältnissen und zu Freiheitsdiskursen beizutragen. Sie setzen dagegen eine diskussionswürdige und -bedürftige Position: „der psychodynamische Prozess vollzieht sich nicht, wie es die Lehrmeinung will, in einer auf Einsicht zielenden Therapie der Aufarbeitung, sondern in einem Identifikationsprozess der Übereinstimmung des Patienten mit seinem Therapeuten“ (S. 46). Mit dem so entstehenden „gemeinsamen Überzeugungssystem“ sei der Boden gegeben für eine fruchtbare und wirksame therapeutische Arbeit. Die Bedeutung der Beziehungsvariable, die die empirische Psychotherapieforschung herausgearbeitet hat, unterstützt eine solche Sicht, die Pohlen/Bautz-Holzherr schon früher in ihrer Interaktionstheorie als „suggestivem Geschehen im intersubjektiven Bezug“ entwickelt hatten. Nun ist der Begriff „Suggestion“ verpönt, bei Psychoanalytikern (die oft Freuds subtile Praxis nicht verstehen) wie bei Verhaltenstherapeuten gleichermaßen, und das macht seine Verwendung problematisch, weil sogleich die manipulativen Neohypnotisten von Milton Erikson bis zu den NLP-Adepten auf den Plan treten. Ich fürchte, das Festhalten am Suggestionbegriff, wird die Rezeption vieler innovativer Ge-

danken der Autoren beeinträchtigen, denn der Begriff „hat eine Suggestion“: die Manipulation liegt nicht weit entfernt auf der Lauer, und die Schriften und die Praxis von Freud geben immer wieder auch zu kritischen Fragen Anlass. Aber es geht eben nicht um Manipulationen jenseits des Bewussten, sondern es geht um die Kraft der Überzeugung in der Übertragung, und das heißt von persönlich überzeugenden Menschen/TherapeutInnen, die sich ihrer PatientInnen nicht bemächtigen, sondern eine „Gläubigkeit der Liebe“ (S. 44) ermöglichen, indem der Patient sich der Überzeugungsmacht guter Eltern und archaischer priesterärztlicher Heilkunst anvertraut, einer guten Autorität, zu der ein Übertragungsgeschehen in Gang kommen kann, eine Beziehungsdynamik, in deren Rahmen sich Konflikte, Probleme, Traumanachwirkungen artikulieren, reinszenieren können und durch korrektive *kognitive* und *emotionale* Erfahrungen (ich würde noch die *volitionalen* hinzufügen) Veränderungen ermöglichen. Die Konklusion: „Die Wirkfaktoren der psychotherapeutischen Prozesse sind überwiegend in supportiven Techniken und dem ihm zugrundeliegenden suggestiven Geschehen begründet“ (S. 42). Nun, das ist eine „andere Psychoanalyse“ als die des „main streams“, denn das verlangt eine gewisse Aktivität und Pragmatik. Dafür geben die Autoren in der Darstellung ihrer beziehungsorientierten Arbeit viele praktische Beispiele. Sie legen eine differenzierte Beziehungstheorie in der Folge Freuds vor und jenseits eines epigonenhaften Freudianismus, die überzeugend und menschnah ist. Dennoch vermag ich ihrer Aussage nicht zu folgen: „Die von Freud entwickelte Übertragungspsychologie, in der die Suggestion [nicht hypnotherapeutisch zu verstehen! sc.] das wirksame Prinzip darstellt, ist die einzige Interaktionstheorie in der psychotherapeutischen Wissenschaft“ (S. 41). Da gibt es doch noch andere Modelle: die – vielfach unterschätzte, weil schlecht publizierte, Theorie Morenos zu „Einführung, Übertragung, Tele“; phänomenologische Beziehungstheorien in neueren Entwicklungen der Gesprächstherapie; die an Levinas, Marcel, Bakhtin sowie an die empirische Interaktionsforschung anschließende Theorie des Integrativen Ansatzes. Sie setzt auf Hilfesuche, Hilfeversprechen und konkrete Hilfeleistung – nicht zuletzt zur Selbsthilfe – auf der Grundlage einer gelungenen „Affiliation“, einer „kokreativen“ therapeutischen und zwischenmenschlichen Partnerschaft, die einen Respekt vor der „Andersheit des Anderen“ hat und dem Patienten/der Patientin in *intersubjektiver Korrespondenz*, d.h. in „Kontakt, Begegnung, Beziehung, Bindung“ vor dem Hintergrund einer Beachtung von Übertragungs/Gegenübertragungsdynamiken Prozesse des Ausheilens (*curing*), der Bewältigung (*coping*) ermöglicht, ihm Unterstützung (*support*) zukommen lässt, seinen Blick, seine Exzentrizität erweitert (*enlargement*), seine Lebensqualität und Ressourcenlage verbessert (*enrichment*)

und ihm das Erleben von Selbstwirksamkeit, Selbstmächtigkeit, *Souveränität (empowerment)* eröffnet. Ich schreibe hier aus einem anderen theoretischen Diskurs als dem der Autoren, aber wenn man dann ihre Praxis betrachtet, das, was sie von ihr beschreiben, von der Breite ihres Ansatzpunktes, der Flexibilität ihrer Beziehungsgestaltung, dann sind die „Übereinstimmungen in der Sache“ beachtlich. Hier haben wir ein dezidiert nicht-reduktionistisches Vorgehen in Diagnostik und Therapie, die die „Gesamtsituation des Patienten“ in den Blick nimmt (S. 221, 266), einen Blick, der auf die Lebensspanne ausgreift, ein differenziertes Regressions-/Progressionsverständnis entwickelt (S. 131) und dabei ganz pragmatisch Instrumente der Dokumentation, der Aufnahmegespräche, Fallkonzeptualisierungen, Prozessgestaltung erarbeitet hat, die im Rahmen des „Marburger Programms“ in der „Praxis erprobt und bewährt sind“. Es kann hier nicht gehen, dieses komplexe Programm und seine Umsetzung zu beschreiben und zu diskutieren. Die Autoren haben dies in ihrem Buch klar aufgebaut und transparent gemacht. Es ist kein Programm, das man „einfach nachahmen kann“, eine manualisierte Behandlungskonzeption, wie sie heute so favorisiert wird und einer flachen Vorstellung von „Evidenzbasierung“ das Wort redet. Es ist ein Programm, das eine Haltung und eine Auseinandersetzung mit der Komplexität menschlicher Gemeinschaft und Kultur und mit der Untergründigkeit/Abgründigkeit der menschlichen Natur verlangt – nicht zuletzt der eigenen, eine Auseinandersetzung auch mit den schöpferischen Fähigkeiten der PatientInnen sowie mit den eigenen kreativen Möglichkeiten. Hier wird die Psychopathologiefixierung der traditionellen Psychoanalyse überschritten – und auch das ist eine „andere Psychoanalyse“, die zwar bei Freud, dem Liebhaber und Kenner kultureller Güter, einen guten Gewährsmann hat, aber einen, der sein eigenes Potential in diesem Bereich nicht gesehen und zu wenig „explizit“ in der Praxis genutzt hatte – zumindest nicht in einer Form, dass es eine Wirkungsgeschichte entfalten konnte. Er verwirklichte es in seiner „literarischen Seite“, Ferenczi verwirklichte es in Wegen kreativer Arbeit mit PatientInnen (er ließ malen, Gedichte schreiben, nutzte dramatisches Spiel). Wenn Pohlen und Bautz-Holz Herr die „ingeniose Kompetenz“ des Therapeuten zur „Quelle der Heilkraft“ erklären, so gehen sie in die Richtung einer ganzheitlichen und differentiellen Therapie, die sich nicht in die Homogenisierungsmaschinerie

der modernen Gesundheitsindustrie einpassen lässt. Noch besser hätte mir gefallen, wenn sie von der *ingeniösen Kompetenz der Therapeutin und Patientin* gesprochen hätten, wie ich von der *kokreativen Kompetenz und Performanz von Therapeutin und Patientin in ihrer Zusammenarbeit* spreche, denn de facto geht es in ihrer Praxis darum. Es ist dies eine Praxis, die gemeinsam auf Entfremdungsmechanismen schaut, denn auch Patienten müssen verstehen, was im Gesundheitssystem mit ihnen „gemacht“ wird, und das ist oft verletzend. Das zu sehen und handhaben zu lernen gehört zu ihren Gesundungsprozessen. Das gehört auch in eine achtsame Arbeit, die Belastungen und Kränkungen des Patienten – auch durch die „Schimäre ‚Neutralität‘“ (S. 286) vermeidet, wie die Autoren betonen und damit eine Sensibilität für das Risiko von Therapieschäden zeigen, wie man es selten findet (Märtens und Petzold, 2002).

Bei aller mit Verve vorgetragenen Kritik an reduktionistischem Forschungs- und Qualitätssicherungsaktivismus, der mehr den Machtpositionen ihrer Protagonisten zu dienen scheint (S. 212) als den PatientInnen, ist bei den Autoren keine prinzipielle Forschungsfeindlichkeit zu finden, denn sie haben seit Beginn der siebziger Jahre zahlreiche Studien vorgelegt, die in höchst fortschrittlicher Weise quantitative und qualitative Forschungsstrategien verbunden haben. Auch im vorliegenden Buch hat die Empirie ihren gebührenden Ort, indem aus einer in Vorbereitung befindlichen Publikation einer größeren Untersuchung exemplarisch Einzelfallstudien mit Patienten- und Therapeutenbewertungen vorgestellt werden. In gleicher Weise wird bei aller Kritik diagnostischer Klassifikationssysteme (ICD-10, erfreulicherweise auch OPD) keineswegs eine antiagnostische Position vertreten, sondern es werden mit dem Marburger Psychodiagnostik-Inventar bedenkenswerte Alternativen geboten.

Dieses Buch ist in vieler Hinsicht inspirierend, eine mutige Stellungnahme gegen den Zeitgeist einer Normalisierungs- und Disziplinierungsmaschinerie, an der fast das gesamte psychotherapeutische Establishment partizipiert und sich und anderen dabei noch zu suggerieren versucht, es sei fortschrittlich, patientenorientiert und menschenfreundlich. Pohlen und Bautz-Holz Herr halten solcher Selbsttäuschung einen Spiegel vor, legen den Finger auf Wunden, die nicht bemerkt werden wollen und betreiben so eine Psychoanalyse, wie man sie nur selten noch findet, im besten Sinne psychoanalytisch

jenseits jeder Orthodoxie. Sie zeigen, was Psychoanalyse sein könnte, und deshalb ist dieser Text gerade in der gegenwärtigen „Krise der Etabliertheit“ von Psychotherapie – zumindest der in Richtlinien gefesselten – für TherapeutInnen aller „Schulen“ und Orientierungen genauso wichtig, wie die Auseinandersetzung mit den „Standardisierungswerken“ von Grawe einerseits und Senf/Broda andererseits. Ihr Buch, ihre Arbeiten werden zu einer kritischen Wertung dieser trendbestimmenden Werke nachhaltig beitragen können. Die etablierte Psychoanalyse und Psychotherapie wird in bekannter Weise versuchen, dieses Werk zu ignorieren oder abzuwerten, deshalb allein schon ist ihm Verbreitung zu wünschen oder besser: *dieser Psychoanalyse ist Verbreitung zu wünschen*, denn sie ist eine *andere* als die, die man oftmals findet: dogmatisch, medizinisiert, akademisiert, was „zur Sterilität ihres Denkens geführt [hat], das sich heute in einem medizinischen Konformismus darbietet“ (S. 32). Das Buch ist ein Beispiel dafür, dass es auch anders geht. Es zeigt, wie sich ein intellektuell höchst niveauvoller kulturkritischer Diskurs verbinden lässt mit klinisch-fachlich überzeugender, an Menschen engagierter Therapie – und diese ist heute in der Tat bedroht.

## Literatur

- Kelso S (1995) *Dynamic patterns*. MIT Press, Cambridge
- May-Tolmann U (1996) *Freuds frühe klinische Theorie (1894–1896). Wiederentdeckung und Rekonstruktion*. Edition discord, Tübingen
- Märtens M, Petzold HG (2002) *Therapieschäden. Risiken und Nebenwirkungen von Psychotherapie*. Mathias Grünewald, Mainz
- Petzold HG (2001a) *Integrative Therapie – Das „biopsychosoziale“ Modell kritischer Humantherapie und Kulturarbeit. Ein „lifespan developmental approach“*. Junfermann, Paderborn
- Schiepek G (1999) *Die Grundlagen der Systemischen Therapie: Theorie – Praxis – Forschung*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Schneider P (1999) *Sigmund Freud*. dtv, München
- Weber TP (2000) *Darwin und die Anstifter. Die neuen Biowissenschaften*. DuMont, Köln

Hilarion G. Petzold,  
Düsseldorf/Amsterdam